

Letitia Gaba

Auszug aus dem Manuskript / Leseprobe (Überarbeitet)

Die Outsalter

**Die Zeugen,
die Salz in die Wunden streuen**

Inhalt / Texte und Bilder: © Letitia Gaba

Erstes Lektorat des Manuskriptes: © Jochen Grodeck, 2018 / 2019

Zweites Lektorat durch den © Brighton-Verlag, 2019

Diese Leseprobe ist 2024 / 2025 zum Großteil überarbeitet worden (Fehler möglich) / © L. Gaba

„Alle unsere Erkenntnisse haben ihren Ursprung in der Empfindung.“

Leonardo da Vinci

Inhalt

Die Abreise / Leseprobe

Bücher und Puppen / Leseprobe

Der erste Schritt in die Freiheit / Leseprobe

Die neue Freiheit / Leseprobe

Warum wir geflüchtet sind / Leseprobe

Ein Dorf in Transsylvanien / Leseprobe

Diktatur mitgebracht

Kinder, Schulsysteme, Integration

Gefangen

...

Rina

Freundliches Töten

Die Ver-rückten

Das demolierte Wohnzimmer

Provokation

Heime und Straße

Drei Wochen bei Charlie

Schwer erziehbar

Die Erzieher, die Kunst und das Kochen

Körperbemalung

Das Bügeleisen und das Messer

Entziehungsarrest

Die toten Jacken

Das Schiff

...

Lara

Der Pass

Party in Sizilien

Bildung & Co.

Rotlicht

Die Lehrerin und der ehemalige Rektor

Die Traumdeuterin

Das Treffen

Die Abreise

Meine Sachen sind schon gepackt. Es ist dunkel draußen und bedrohlich still. Meine Freundinnen spielen nicht mehr auf dem Hof, sie wissen, dass wir das Land verlassen werden, und die Erwachsenen verboten ihnen, sich von uns zu verabschieden.

Ich sitze alleine auf dem Bett im einzigen Zimmer unseres kleinen Häuschens und schaue mir unsere drei alten, vollgepackten Koffer an.

Mein Großvater stürzt plötzlich ins Zimmer: „Los, wir müssen gehen!“, flüstert er, packt sich die zwei größeren Koffer und verschwindet wieder nach draußen.

Ich ziehe mir meinen neuen blauen Plüschmantel an, den wir ein paar Tage zuvor in einem der großen Kaufhäuser in Bukarest gekauft hatten. Ich erinnere mich an die neue Rolltreppe mit der wir wir in den dritten Stock zur Kinderabteilung fahren und an vielen Läden vorbei, die leer standen. Die anderen Läden waren nur halbvoll. Als wir in der Kinderabteilung ankamen, mussten wir lange suchen und mehrere schlecht gelaunte Verkäuferinnen fragen, wo die Abteilung mit Wintermänteln sei. Irgendwann fanden wir ein paar Plüsch-Wintermäntel, die an einem Hängesystem mit Rollen baumelten. Es gab genau sieben gleiche Plüschmäntel in verschiedenen Größen in den Farben Braun und Blau. Blau gab es noch einen in meiner Größe, Blau, die Farbe des Himmels und die Farbe der Hoffnung, beides werde ich bestimmt brauchen in meiner zukünftigen Wahlheimat.

Ich nehme meinen kleinen Koffer und trage ihn hinaus. Das Taxi, das uns zum Bahnhof fahren soll, wartet vor dem schönen, mit Ornamenten versehendem und etwas in die Jahre gekommenen Eisentor, auf das wir Kinder so gerne kletterten.

Wir wohnen mitten in Bukarest, in einem der übrig gebliebenen älteren Studentenviertel. Es gibt immer weniger davon in Bukarest, weil das Regime Ceusescus schon Jahre zuvor begann, ganze Viertel zu zerstören, um einen großen Regierungspalast, das sog. „Haus des Volkes“ und neue Plattenbausiedlungen zu bauen. Die Bewohner wurden evakuiert und mussten in provisorischen Notunterkünften wohnen, bis die Plattenbauten fertig wurden. Viele Hunde wurden von ihren Besitzern zurückgelassen, weil es in den Unterkünften meist verboten war, Hunde zu halten, und so streuten diese herrenlos gewordenen Hunde um die Blocks herum und suchen nach Nahrung oder jemandem, der sie adoptieren könnte. Bis heute machen noch ein paar herumstreunende Hunde und die grau gewordenen Plattenbauten, von denen schon einige durch das Erdbeben im Jahr 1977 zerstört wurden, einen Großteil der Bukarester Straßen aus. Diese Blocks umringen wie hässliche alte

Giganten die schöne Altstadt von Bukarest, die Stadt, die vor der Zeit der Plattenbauten „Paris des Ostens“ genannt wurde.

Meine Großeltern und ich können aber von Glück reden, dass wir mitten in Bukarest wohnen und nicht in der Peripherie, am Rande der Stadt, denn mein Vater ist als politischer Gegner stigmatisiert, und Stigmatisierte bekommen die schlechtesten oder gar keine Wohnungen. Die Wohnung, oder besser das Einzimmer-Häusschen, das mein Vater vom Staat für uns bekam, ist aber sehr klein und hat viele Tücken: es ist ein 17 qm kleines Ein-Zimmer-Häuschen, eines von insgesamt fünf kleinen Häuschen auf einem Gemeinschaftshof, die wie ein Zug nebeneinander gebaut wurden. Alle fünf Häuschen knüpfen an ein sechstes großes Haus an mit mehr als sechs Räumen, das direkt am Eingang zum Hof gebaut wurde und in dem eine vierköpfige Arbeiterfamilie wohnt. Das große Haus und die daran anknüpfenden Häuschen sind vielleicht die ehemaligen Besitztümer eines ehemaligen Bojaren, der nach der Übernahme des Landes durch die Kommunisten enteignet wurde, so wie viele andere auch. Dann wurde das große Haus einer Partei treuen Arbeiterfamilien zur Verfügung gestellt und die kleinen Häuschen daneben den rebellischen Intellektuellen oder anderen rebellischen Zeitgenossen. Wir wohnten zunächst im ersten Ein-Zimmer-Häuschen ein Jahr lang zu sechs: meine Mutter, mein Vater, meine Großeltern, meine Großtante und ich. Vielleicht war das einer der vielen Gründe, warum sich meine Eltern in dieser Zeit getrennt haben. Es gab hier keinen Raum für Einsamkeit, geschweige denn für Zweisamkeit. Unser erstes Minihaus bestand aus einem Schlaf-Wohn-Raum mit 6 Schlafplätzen, einer Bibliothek, einer Mini-Küche auf einem kleinen Flur direkt am Eingang und einem Mini-Bad mit feuchten Wänden mit einer kleinen gelb-braunen Badewanne mit verrosteten Armaturen, wo schon seit Jahrzehnten keiner mehr gebadet zu haben schien. Aus den Wasserhähnen floss nur kaltes Wasser und wir waren auch nicht die einzigen Bewohner hier: Seit Jahren tummelten sich hier Generationen von Mäusen, über die man nachts, aber auch tagsüber stolperte. Nach einem Jahr wurde das zweite angrenzende Minihäuschen frei und meine Großeltern und ich zogen hier ein, während mein Vater mit seinen vielen Büchern im alten Häuschen blieb. Nun wohnen wir hier nur noch zu viert in einem ähnlichen Ein-Zimmer-Häuschen mit einer kleinen Küche am Ende eines langen Flures und einer Toilette ohne Bad. Es gibt auch hier nur kaltes Wasser. Wir haben aber einen kleinen, separaten Hof mit einem zusätzlichen noch kleineren Häuschen, eine ehemalige Speisekammer, in dem man nicht stehen kann und einer kleinen Garage, wo der ehemalige Bewohner sein Auto parkte. Wir benutzen die Garage jetzt als Abstellraum, wo lauter unentdeckte Schätze gelagert werden, wie die Plateau-Schuhe oder die

Parfümflacons meiner Mutter. Die ehemalige Speisekammer, in der man nicht stehen kann, benutzen wir als „Sommerresidenz“, weil es darin im Sommer angenehm kühl ist. Hierher zieht sich mein Großvater öfters zurück, um auf dem kleinen Bett zu liegen, Popmusik zu hören und zu träumen. Er hört manchmal auch ganz leise „Europa Liberă“, „Freies Europa“, den verbotenen Radiosender, nachdem er ihn lange und geräuschvoll gesucht hat. Dann ist er ganz ruhig und ernst und man darf ihn dabei nicht stören. Er hört auch gerne Pop-Musik. Ich besuche meinen Großvater gerne im Sommer in seiner kleinen Sommerresidenz und höre Musik oder manchmal auch die nicht zensierten Nachrichten aus „Europa Liberă“, deren Inhalt ich noch nicht verstehe.

In Bukarest habe ich auch Freundinnen, mit denen ich täglich spiele. Wir treffen uns meistens nach der Schule und verbringen den ganzen Tag zusammen, spielen in den dunklen Kellern der Häuserblocks Verstecken, mit dem Ball auf dem Hof oder auch mit dem Hund der Nachbarin, einem schwarzen Mischling namens Siberius. Wenn das Wetter schlecht ist, gehe ich zu einer der Spielkameradinnen nach Hause, die ein Fernseher besitzt. Wir selbst haben keinen Fernseher. Mein Vater will das nicht und verbietet meinen Großeltern, einen Fernseher zu kaufen.

Ich habe auch eine beste Freundin, die Tochter zweier Arbeitereltern, die im Häuserblock nebenan lebt. Zu ihr habe ich eine besondere Beziehung, denn wir sind Blutschwestern: Wir haben unser Blut in einem Ritual vermischt und uns ewige Freundschaft geschworen.

Ich habe auch Jungs als Freunde, unter anderem die Söhne der benachbarten Arbeiterfamilie, die im großen Haus wohnen. Diese jedoch ließen mich früher zuerst nicht mit ihren Indianer- und Cowboy-Puppen mitspielen, weil ich ein Mädchen bin, also zertrat ich irgendwann ihr Cowboy-Indianer-Spiel in den Staub. Ich liebte es auch, ihr Fußballspiel zu stören, indem ich wie aus dem Nichts auf das Feld stürze, den Ball wegnahm und damit schreiend davonlief. Die Jungs waren stinksauer und versuchten mich zu verprügeln, aber ich war größer und prügelte kräftig zurück. Irgendwann ließen sie mich wie selbstverständlich bei allen sogenannten „Jungen-Spielen“ mitspielen.

Nun muss ich dieses alte, kleine, staubige, nach Moder und Schimmel riechende Paradies meiner Kindheit mit all meinen Freundinnen und Freunden, verlassen und in ein völlig anderes Land fahren, nach Deutschland. Ich kenne kein anderes Land außer Rumänien, denn man darf das Land nicht einfach so verlassen und ins Ausland fahren. Nur Parteifunktionäre und deren Familien dürfen manchmal in andere Länder. Meine Eltern waren jedoch nie brav genug, um in die Partei eintreten zu können, sie wollten das auch nicht, also mussten wir uns bisher immer mit Urlaube im eigenem Land am Schwarzen Meer

oder in die Karpaten zufrieden geben. Ich war damit immer zufrieden, denn es sind wunderbare Landschaften und außerdem kannte ich auch nichts anderes. Ich kenne auch Deutschland nicht und spreche kein Wort Deutsch, aber ich hatte eine romantische Vorstellung davon. Vor allem durch die ebenfalls verbotenen bunten Zeitschriften wie *Stern* und *Spiegel*, die mein Vater in großen Mengen heimlich sammelt und in die ich gerne blättere. In diesen Zeitschriften entdeckte ich Abbildungen von tanzenden Menschen in bayerischen Trachten und ich schloss daraus, dass Deutschland ein richtig lustiges und musikalisches Land sein müsste. Ich stellte mir Deutschland wie eine größere Version des Dorfes meiner Kindheit vor, in dem ich meine ersten fünf Lebensjahre verbracht hatte und das sich in meiner Erinnerung als archaisches Paradies eingeprägt hat. Hier kam ich mit verschiedenen, Jahrhunderte alten Bräuche in Kontakt, Erzählungen, Volks-Liedern, bunten Trachten und Volkstänze. Ich liebte dieses Dorfleben, die schönen bunten Trachten, die Lieder und das freie Leben, wo man den ganzen Tag in der Natur spielen konnte, zu nichts gezwungen wurde, nicht in die Schule musste und im Sommer zusammen mit den Enten und Gänsen im Fluss baden konnte. Motiviert durch die bayerischen Trachten, hoffte in Deutschland eine ähnliche Freiheit vorzufinden und freute mich sehr darauf.

Am Taxi warten mein Vater, mein Großvater, meine Großtante, eine junge Taxifahrerin, die mich zu freundlich begrüßt, und ein alter Freund meines Vaters, Herr Avramescu, den man nur mit seinem Nachnamen kennt. Er will uns zum Bahnhof begleiten. Man erzählt sich viele Geschichten über ihn, zum Beispiel, dass er gute Kontakte nach Westen hätte und verschiedene westliche Politiker und rumänische Schwarzhändler kenne. Doch keiner wusste, ob das wahr war, aber man hat ihm nie etwas anhängen können. Avramescu hat immer eine alte Zeitung dabei, die er mit beiden Händen hinter seinem Rücken festhält. Meine Mutter sagte einmal, dass er damit die Löcher in seiner Hose verdecken wolle, weil er kein Geld für eine neue Hose hätte. Er ist arm, hieß es, weil er seit Jahren keine Arbeit mehr bekommt, weil er dem Regime suspekt ist und ich habe ihn in all den Jahren tatsächlich nur in dieser einen braunen Kordhose gesehen und mit einer alten Zeitung in der Hand. Nun steht er da, neben dem Taxi, beide Hände wie immer nach hinten verschränkt, eine alte Zeitung festhaltend, die den hinteren Bereich seiner ebenso alten Hose verdeckt. Er lächelt uns freundlich an. Ich werde später erfahren, dass Avramescu an diesem Abend eine Art „Schutzmaskottchen“ für uns ist, denn es passiert sehr oft, dass Ausreisende gar nicht am Ziel ihrer Reise ankommen. Manche schaffen es nicht einmal bis zum Bahnhof oder zum Flughafen, weil ihnen etwas Schlimmes dazwischenkommt: Kerngesunde erleiden plötzlich Herzinfarkte, andere haben einen tödlichen Unfall. Eine undefinierte Angst schwebt wie eine

dunkle und bedrohliche Wolke über den Köpfen der Menschen hinweg und man rechnet oft mit dem Schlimmsten.

Die Taxifahrerin redet während der ganzen Fahrt fast nur mit mir. Ich bin vor ein paar Wochen zehn Jahre alt geworden und finde es ungewöhnlich, so viel freundliche Aufmerksamkeit von einer fremden erwachsenen Person zu bekommen, denn fremde erwachsene Personen bemühen sich meistens nicht um Kinder. Kinder werden in Bukarest sowieso nicht gerade respektiert oder wirklich ernst genommen, sie werden auch geschlagen, von Lehrern oder von Fremden, wenn denen irgendwas nicht passt, aber davon später.

Die Taxifahrerin fragt mich nach meinem Alter, wohin ich fahren würde, ob ich die neue Sprache schon sprechen kann und ob ich mich freuen würde. Ich sollte später erfahren, dass sie eine Art Spionin war, mit der Aufgabe, Kinder auszufragen. Zum Glück wusste ich nicht viel, denn meine Eltern und Großeltern haben sich stets gehütet, mir zu viel zu erzählen. Es wurde nicht über Politik geredet, wenn ich in der Nähe war. Das spürt die Taxifahrerin bald selber und läßt mich den Rest der Fahrt in Ruhe.

Der Rest der Fahrt schaue ich mir aus dem Fenster die Bukarester Straßen an, die ins Dunkel getaucht und menschenleer sind. Es ist zu Beginn der landesweiten Sparmaßnahmen, wo der Strom der Straßenlaternen nur noch sporadisch für mehrere Stunden angemacht wird, und auch der Strom in den Häusern wird immer mehr rationalisiert. Wir fahren auf Straßen, die ohne die Lichter des Taxis stockdunkel sind. Alles wirkt dunkel, gruselig und traurig zugleich, als hätte man der ganzen Stadt befohlen, alle Lichter auszuschalten und den Menschen verboten, sich von uns zu verabschieden.

Wir kommen schließlich unbeschadet am Bahnhof an und tragen schweigend unsere Koffer zum Gleis, auf dem wir dieses Land verlassen werden. Unser Zug scheint schon ungeduldig auf uns zu warten. Meine Großtante fängt plötzlich an zu weinen. Mein Großvater schimpft mit ihr, sie solle sich zusammenreißen, schließlich seien wir nicht aus der Welt. Auf einmal sehe ich meine Mutter, die eilig und außer Atem auf uns zukommt. Sie hat einen kleinen rosaroten Blumenstrauß in der Hand und Tränen in den Augen. Sie reicht mir den Blumenstrauß, aus dem manche Blumen ihre Köpfe neigen und auf denen Wassertropfen nach unten tropfen. „Blumen können auch weinen“, sagt sie, als sie mein fragendes Gesicht bemerkt. „Sie sind auch sehr traurig, dass ihr geht.“

Mein Vater und sein Freund Avramescu, der uns noch mit den Koffern hilft, steigen in den Zug ein und suchen unser Abteil. Sie platzieren die Koffer auf unsere Plätze, steigen wieder aus und fallen sich in die Arme. Ich kann endlich Avramescus Cordhose von hinten sehen

und nein, er hat keine Löcher in seiner Hose! Diese alte Zeitung, die er immer in der Hand hält, wer weiß, was die für einen Sinn hat. Was wird wirklich damit oder darin versteckt?

Nach der Umarmung schauen sich beide einen Moment lang an. Sie haben Tränen in den Augen. Dann dreht sich Avramescu zu mir um, hilft mir in den Zug hinein, blinzelt mir zu und mit einem „Mach's gut!“ verabschiedet er sich. Er verschwindet mit schnellen Schritten von den Gleisen. Mein Vater und ich gehen zu unserem Abteil ans Fenster, vor dem sich alle anderen versammelt haben. Und dann ... ein Ruck. Der Zug setzt sich in Bewegung. Bis zu diesem Zeitpunkt war mir nicht klar, dass dies ein Abschied für sehr lange Zeit sein könnte. Alles ist, was ja noch da. Jetzt aber, als der Zug anfängt zu rollen, wird mir klar, dass wir, meine Familie, meine Freunde und ich, für eine unbestimmte Zeit getrennt sein werden. Vielleicht werde ich einige sogar nie mehr wieder sehen. Ich verlasse gerade meine Heimat, meine Stadt, meine Familie, meine Freundinnen, meine Schulkameraden, die Haustiere, die Pflanzen, die Bäume, die Gerüche auf unserem Hof und den Staub der Bukarester Straßen. Alles würde ab sofort nur noch Erinnerung sein.

Immer schneller rollt der Zug vom Bahnhof weg. Meine Mutter winkt mir, auf die Zehenspitzen gestellt, mit beiden Armen zu, mein Großvater ganz langsam mit seiner linken Hand und meine Großtante mit ihrem weißen Taschentuch, das in der Dunkelheit leuchtet und der Wind hin und her weht. Durch meine Tränen verschwimmt die Welt um mich herum, das weiße Taschentuch wird immer unscharfer und sieht bald wie eine weiße Taube aus, die vergeblich versucht, sich aus der Hand zu befreien. Das Bild des weißen Taschentuchs, das einer nach Freiheit ringenden Taube ähnelt und langsam in der Dunkelheit verschwindet, ist in meiner Erinnerung als Symbol des Abschieds und des Kampfes um Freiheit geblieben. Für meinen Vater war es ein jahrelanger mühseliger und gefährlicher Kampf mit den Behörden um die Ausreisegenehmigung, die mehrmals grundlos abgelehnt und erst vor ein paar Tagen überraschenderweise bewilligt und ausgehändigt wurde. Er war den Behörden langsam unbequem geworden. Sie hätten ihn wahrscheinlich liquidiert, so wie das mit vielen anderen Unbequemem gemacht wurde, aber mein Vater hatte zum Glück gute Kontakte nach Deutschland und nach Amerika, die ihm das Leben retten wollten. Aber davon später. Was ich aber nicht wusste: Ich war der Schlüssel zu dieser anderen Welt. Meine Großeltern haben mich wochenlang immer und immer wieder gefragt, ob ich meinen Vater wirklich begleiten wolle. Sie versuchten mir zu erklären, dass diese Reise länger dauern, unbequem und für meinem Vater auch gefährlich werden könnte, gaben sie mir aber zu verstehen, dass ich für mich selbst entscheiden könnte. Was sie nicht sagten, war, dass mein Vater ohne mich nicht hätte fahren können. Ein Elternteil durfte das Land nämlich nur verlassen, wenn

es für sein minderjähriges Kind im Voraus für die Zeit bis zur Volljährigkeit Alimente zahlt. Das wäre kurzfristig ein Vermögen gewesen, dass die Familie nicht hätte aufbringen können. Sie sagten mir aber nichts darüber und versuchten auch nicht, mich zu beeinflussen, obwohl ich ihre Verzweiflung spürte, in beiden Richtungen. Aber wir alle hatten Glück, denn ich wollte unbedingt mit.

Nun sitze ich im Abteil neben meinem Vater in dem Zug, der mich geradewegs in die neue Freiheit fuhr. Erschöpft durch die Trauer des Abschieds schlafen wir ein.

Bücher und Puppen

Ein unangenehmer Ruck erschüttert den Waggon. Der Zug hält an und wir hören lautes Gerede und Hundegebell.

„Wir müssen an der rumänischen Grenze sein“, flüstert mein Vater.

Ich spüre seine Unsicherheit, denn ich weiß von Erzählungen, dass an rumänischen Grenzen, für viele die Reise, manchmal sogar das Leben enden konnte.

Im Zug wird es unruhig. Schaffner und Beamte mit Gewehren und Hunden marschieren nervös und mit ernster Miene an unserem Abteil vorbei. Plötzlich reißen zwei von ihnen mit einem Ruck die Türe auf und rufen in einem Befehlstone:

„Pässe und Ausreisepapiere zeigen ... und Koffer ausbreiten!“

Mein Vater gehorcht stumm, steht auf, reicht den Beamten die Papiere, nimmt unsere Koffer nacheinander herunter, stellt sie auf die Sitze und öffnet sie. Die Beamten schauen sich eine ganze Weile die Papiere sehr genau an, stecken diese dann in ihre Jackentaschen und machen sich über die Koffer her. Der erste Koffer, der hauptsächlich die Kleidung meines Vaters enthält, wird von den ungeduldigen Beamten nur kurz durchwühlt. Den zweiten Koffer mit seinen Büchern durchsuchen die beiden aber genauestens. Sie nehmen jedes einzelne Buch in die Hand wie einen wertvollen, aber gefährlichen Gegenstand und blättern misstrauisch und ziellos darin herum. Ab und zu schauen sich die Beamten schweigend an, dann wieder misstrauisch zu meinem Vater herüber. Mein Vater, der eigentlich die meiste Zeit seines Lebens furchtloser war als viele andere, hat plötzlich Schweißperlen auf der Stirn und auch ich werde immer nervöser. Bücher müssen demnach etwas ganz Besonderes und auch etwas besonderes Gefährliches sein, wenn Grenzbeamte sich so lange damit beschäftigen, es müssen die Worte und Sätze sein, die bedrohlich sind, bedrohlicher als ihre Waffen, die an ihren Hosen hängen.

Dann nehmen die Beamten drei Bücher heraus, schließen den Koffer und verkünden: „Diese hier“, sagt der eine und reicht meinem Vater die drei Bücher, „dürfen Sie mitnehmen. Die anderen werden konfisziert.“

Meinem Vater bleibt kurz der Atem weg. Er nimmt die drei Bücher wortlos entgegen und schaut traurig den Beamten nach, die mit seinen Lieblingsbüchern verschwinden. Ein paar Sekunden später kommt einer von ihnen zurück und macht sich über meinen Koffer her. Auch ich habe einige Bücher dabei, vor allem Märchenbücher, und mich überkommt die Angst, dass sie auch meine Bücher behalten könnten. Der Beamte durchwühlt meine

Kleidung und entdeckt auch meine Bücher und Puppen. Die Bücher scheinen ihn kaum zu interessieren, stattdessen nimmt er alle meine Puppen bis auf eine heraus und verlässt damit das Abteil.

„Warum nimmt er denn meine Puppen mit?“, frage ich leise meinen Vater.

Mit einem „Pssst“ gibt er mir zu verstehen, dass ich ruhig sein soll, als ob die Wände des Zuges mithören würden.

„Der kommt bestimmt gleich wieder, sie wollen vielleicht nur schauen, was drin ist“, sagt er leise.

Das verstehe ich gut. Auch ich liebe es, Puppen auseinanderzunehmen, um hineinzuschauen, was sich darin verbirgt. Ich besaß in Bukarest eine Menge Puppen, die ich zu verschiedenen Anlässen bekommen habe und um die sich hauptsächlich meine Großtante kümmerte. Sie zeichnete und stylte sie, entwarf und nähte ihnen Röcke und Kleider. Die erste Zeichnung, an die ich mich erinnern konnte, stellte eine Puppe dar. Manchmal dachte ich, meine Puppen gehörten zur Hälfte ihr. Vielleicht hatte sie in ihrer eigenen Kindheit keine Puppen gehabt und sich diesen Wunsch im Alter erfüllt, und ich war ihr Alibi. Vielleicht waren wir, die Puppen und ich, auch ein Trost dafür, dass sie selbst keine Kinder hatte, oder vielleicht wollte sie Designerin werden und Kleidung entwerfen, wusste aber nicht, wie sie es anstellen sollte. Wie auch immer, durch sie entdeckte ich das Zeichnen und Nähen, sowie die Rollenspiele mit den erwachsen aussehenden Puppen. Einmal habe ich von einer dunkelhäutigen Frau, einer Bekannten meines Vaters, eine dunkelhäutige Puppe mit schwarzen Locken geschenkt bekommen. Ich habe mich sofort in diese Puppe verliebt, sie war etwas ganz Besonderes, denn ich hatte nie eine dunkelhäutige Puppe in den Geschäften oder sonst woanders gesehen. Sie war einzigartig. Ich liebte aber alle meine Puppen, ob sie nun hell- oder dunkelhäutig, blond oder braunhaarig waren, sie alle waren meine Freunde und halfen mir, die Welt und die Menschen besser zu verstehen. Ich hatte auch Puppen, die zu groß für Rollenspiele waren und diese Puppen nahm ich manchmal gerne auseinander, um zu schauen, was sich hinter der Plastikschaale verbarg, woraus und wie sie gemacht waren. Das brachte meine Tante in Rage und sie versuchte, die Puppen wieder zusammenzukleben. Sie liebte die Puppen in ihrer Ganzheit, und sie war auch diejenige, die mir die vielen Puppen in meinem Koffer packte. Hat sie dabei vielleicht die Puppen selbst auseinander genommen und irgendetwas in ihnen versteckt, was der Staat nicht wissen soll?

Plötzlich reißt der Beamte, der meine Puppen weggenommen hatte, die Türe des Abteils wieder auf und gibt uns unsere Papiere zurück. Meine Puppen hat er nicht dabei. Ich schaue

die Beamten fragend an, aber er dreht mir den Rücken zu und verlässt schweigend unser Abteil.

„Sind Puppen gefährlich, so wie Bücher?“ frage meinen Vater. Er lacht kurz auf und antwortet: „Bücher können tatsächlich gefährlich sein, je nachdem, was darin steht. Puppen, hm, vielleicht können sie auch gefährlich sein, wenn sie der Tochter eines Menschen gehörten, der gefährliche Bücher liest...“

Und vielleicht auch, weil man durch Puppen die Welt besser verstehen kann. Kenntnisse über die Menschen und die Welt sind demnach Eigenschaften, die den Status quo regierender Systeme, infrage stellen können, also sind Puppen deshalb auch gefährlich, besonders in Diktaturen.

Ich habe plötzlich das Gefühl, dass ich an dieser Grenze nicht nur meine Puppen, sondern meine ganze Kindheit verloren habe, ich spüre aber trotzdem eine seltsame Erleichterung, als der Zug sich wieder in Bewegung setzte und immer schneller Richtung Westen rollte.

Der erste Schritt in die Freiheit

Wir fahren über Ungarn und halten in Wien an, wo wir von der Bekannten meines Vaters mit großer Freude abgeholt werden. Ich kenne sie schon, ich habe sie vor Monaten (oder vielleicht auch Jahre) am Schwarzen Meer kennengelernt. Sie hat mich damals in ihrem Auto mitgenommen, einem dunkelgrünen Volvo, und wir sind ein wenig an der rumänischen Promenade entlanggefahren. Sie hat mir mehrere Packungen Gummibärchen geschenkt, die es in Rumänien nicht gab. Die Gummibärchen waren köstlich und für meinen an natürliche Substanzen gewöhnten Geschmackssinn geradezu eine Explosion. Sie und die Gummibärchen haben sich so für immer in mein Gedächtnis eingepägt und ich freue mich, sie am Ort, wo es Gummibärchen vermutlich wie Sand am Meer gibt, wiederzusehen.

Später werde ich erfahren, dass sie es war, die uns half, Rumänien unbeschadet zu verlassen. Sie schaffte es, einen amerikanischen Senator, der sich für politisch Verfolgte in Osteuropa einsetzte, dazu zu bewegen, meinen Vater und mich auf eine Art Liste zu setzen, die wegen Lebensgefahr aus dem Land sollten, eine Art amerikanische „Schindlers Liste“, um Gegner des Kommunismus zu befreien und ihr Leben zu retten. Ohne diese Liste hätten sie meinen Vater vermutlich für immer eingesperrt oder er wäre „verschwunden“, wie das mit Tausenden anderen politischen Gegnern geschehen ist, die keine „Rückendeckung“ hatten. Der Diktator Ceaușescu lässt nur Menschen heraus, wenn sich das nicht mehr vermeiden lässt, und liebt es, „gefährliche“, abtrünnige Landsleute an das Ausland für gutes Geld zu verkaufen. Die erteilte Reisegenehmigung für eine pädagogische Tagung war nur ein Vorwand, um meinen Vater loswerden, weil er durch diese Liste zu einem Problem geworden war, das man nicht mehr „sauber“ lösen konnte.

In Wien angekommen, mache meine ersten Schritte in die Freiheit durch eine breite Fußgänger-Einkaufspassage gegenüber Schloss Schönbrunn, wo lauter gut bekleidete Menschen an uns vorbei spazieren, einer gepflegter und schöner als der andere. Ich bewundere ihre saubere Kleidung, die sauberen, bunten Straßen, auf denen sie und wir spazieren und die vollen Geschäfte, an denen wir vorbei gehen. Überall lachen uns übergroße Menschen auf bunten Werbeplakaten an und laden uns ein, zu konsumieren. All diese Menschen hier, sie haben bestimmt ein eigenes Zimmer oder eine Wohnung, die sie nicht mit allen Verwandten teilen, und sie haben bestimmt auch eine saubere Badewanne mit Warmwasser und eine Waschmaschine zu Hause. In Rumänien verfügte längst nicht jeder über ein eigenes Zimmer, eine Badewanne, Warmwasser oder einer Waschmaschine.

Ich badete das erste Mal in einer richtigen Badewanne mit fließend warmem Wasser, als ich schon fünf Jahre alt war, bei einer meiner zahlreichen Tanten in Bukarest. Ich fand es hierbei komisch und anstandslos, nackt zu baden und weigerte mich, mich auszuziehen. Ich wurde sowieso nur selten gebadet, entweder alle paar Wochen bei meiner Mutter im Wohnblock in ihrer neuen Wohnung oder meine Großeltern machten sich die Mühe, eine Blechwanne mit auf dem Herd gewärmtem Wasser zu füllen und mich hier zu waschen. Das passierte jedoch selten, da meine Großeltern schon alt waren und das Prozedere sehr mühsam war. Ich badete und wusch mich sowieso nicht gerne, ich sah darin keinen besonderen Sinn. Mein Großvater bot Nachbarn sogar Geld an, wenn sie es schaffen würden, mich mit Haut und Haaren in die Wanne zu kriegen. Es gab Tage, da war ich schwarz vor Dreck. Im Hof unseres Häuschens in Bukarest liebte ich es auf und mit der Erde zu spielen, den trockenen Staub des Sommers auf meiner Haut zu spüren, nach dem Regen im Matsch zu sitzen, mit bloßen Händen darin herumzuwühlen oder in Pfützen zu springen. Ich hatte mit dem sogenannten Schmutz längst tiefe Freundschaft geschlossen. Ich mochte auch all die Gerüche, die mit dem „Schmutz“, der Feuchtigkeit, dem Staub verbunden waren: den Geruch der schimmlichen Wände der alten Häuser und der Wohnblocks, den Geruch des vermoderten Grasses, der feuchten Erde, des Schlammes und des Staubes der Bukarester Straßen. Ich wuchs von klein auf im „Schmutz“ auf und das gefiel mir. Ich fühlte mich mit der Erde verbunden, als Teil davon, verwurzelt mit ihr und mit dem Land. Wenn man sich eine längere Zeit nicht wäscht, wird man selbst zur Erde und riecht auch danach. Und es ist ein angenehmer, neutraler, fast frischer Geruch. Die unangenehmeren Gerüche gehen darin unter.

Doch zurück nach Wien. Ich befinde mich nun in einem saubereren mitteleuropäischen Land voller sauber gefegter Straßen, sauber gestrichener Häuser, voller ordentlicher Schaufenster und sauber gekleideter Menschen. Kein Wunder, dass ich mich nicht heimisch fühle. Aber auch wenn ich mich hier ein wenig fremd fühle, finde ich alles toll. Vor allem diese verwaschenen Bluejeans, die in Rumänien nur unter der Hand für ein halbes Vermögen zu bekommen waren. Es gefiel mir, diese in sauberen Bluejeans und bunten Klamotten gekleidete Freiheit. In Rumänien hatten die meisten Menschen keine verwaschenen Bluejeans, dafür aber ältere, verwaschene Kleidung an, und in den Geschäften gab es meist auch nur ein Kleidungsstück „zur Auswahl“. Oft sahen sogar neue Kleidungsstücke alt und farblos aus, aber man war froh, wenn man überhaupt etwas Neues fand, was einem einigermaßen gefiel und passte. Meine Mutter hatte einmal ein ganzes Monatsgehalt ausgegeben, um auf dem Schwarzmarkt eine hellblaue Jeans für mich zu finden. In den

70er bekam man in Rumänien noch fast alles, ob in Geschäften oder auf dem Schwarzmarkt. Zwar nichts in großen Mengen, aber dennoch genug. Erst als das Regime sich in den 80er Jahre entschied, alle Schulden aus dem Ausland zurück zu zahlen, wurde es immer schlimmer. Es wurde alles exportiert und übrig blieben nur noch Reste: Kleidungs-Reste, Fleisch-Reste, billige Konserven und alte, abgelaufene Kaugummis. Die Menschen waren immer mehr damit beschäftigt, sich das Nötigste zu besorgen, und es wurde immer schwerer, sich überhaupt etwas zu besorgen. Es gab wenig bis nichts mehr zu kaufen und wer keinen Bauern kannte, der ihm ab und zu mit frischer Nahrung versorgte, musste sich durch die endlosen Schlangen vor immer mehr Geschäften drängen, um etwas Essbares zu ergattern. Vor immer mehr Geschäften, die immer leerer wurden, bildeten sich mit der Zeit immer mehr Menschenschlangen, manchmal schon am Abend zuvor, nachdem es sich herumgesprochen hatte, dass es etwas zu kaufen geben würde. Abends ging man los und stellte sich in einer Reihe auf. Jeder hatte einen Behälter, einen Korb, eine Stofftüte oder sogar eine der seltenen Plastiktüten dabei, und spät in der Nacht, wenn die Menschen müde geworden waren, stellten sie ihre Taschen und Tüten anstelle ihrer selbst auf dem Boden und gingen nach Hause, um sich auszuruhen. Zurück blieb eine Schlange aus leeren Tüten, Körben und Taschen, die warteten, bis ihre Besitzer früh am Morgen sich wieder dazustellen. Oft wusste niemand, nicht einmal die Verkäufer, was geliefert werden sollte oder ob überhaupt etwas geliefert wird. Es war wie ein Glücksspiel. Elena Ceaușescu, die ungeliebte Frau des Diktators, soll einmal über eine solche Schlange ausgerufen haben: „Werden diese Würmer denn nie satt?“ Das sprach sich hinter vorgehaltener Hand sehr schnell herum und empörte die Bevölkerung noch mehr. Sie selbst, ihr Mann und all die Parteimitglieder und Mitläufer mussten nicht nachts in der Kälte für Grundnahrungsmittel oder überhaupt für irgendetwas anstehen. Sie hatten nicht nur alles Nötige, sondern lebten für die damaligen Verhältnisse auch im vollem kapitalistischen Luxus, denn obwohl der Kommunismus theoretisch alle gleich behandeln sollte, gehörten ihre Macher und seine strengsten Vertreter irgendwie nicht dieser gleichgeschalteten Mehrheit an. Erst recht nicht, wenn es um echte Vorteile ging. Sie genossen unendliche Privilegien und fast jeden luxuriösen kapitalistischen Komfort.

Die neue Freiheit

In Wien bleiben wir nur ein paar Stunden. Dann geht es weiter nach Deutschland. Unser Zug fährt die ganze Nacht bis nach Köln. Wir steigen am Kölner Hauptbahnhof aus und das Erste, was ich sehe, war der Kölner Dom, ein Riese aus Stein. Ich habe noch nie so eine große Kirche gesehen. Ich habe sowieso selten Kirchen gesehen und wenn, dann nur von draußen. In der Schule in Bukarest haben wir nie Kirchen besucht und gebetet wurde auch nicht. Das Regime duldete es nicht, wenn man einen anderen „Gott“ als den Kommunismus anbetete, deshalb konnte es gefährlich werden, wenn man zu oft in die Kirche ging. Für meine Mutter bedeutete der Gang in die Kirche jedoch eine kleine Rebellion, eine Freiheit, die sich sich nahm und die ihr mehr Kraft gab, die Repressalien besser zu ertragen, ohne gänzlich verrückt zu werden.

Wir nehmen ein Taxi und fahren durch Köln zu der Wohnung, in der wir die erste Zeit leben sollen. Sie bestand aus zwei Zimmern, einer separaten hellen Küche und einem hellen Bad mit einer rein weißen Badewanne mit warmen Wasser. Es gibt hier neben der schon erwähnten weißen Badewanne, in der ich Angst habe zu baden, ohne diese auf ewig zu verschmutzen, auch eine Waschmaschine, einen neuen Farbfernseher, eine Stereoanlage, einen Staubsauger und vieles mehr.

Abends sitzen wir oft beim Essen zu dritt zusammen. Dabei ist der Fernseher meist angeschaltet. Zwischendurch läuft die Werbung, die ich aus meiner Heimat nicht kenne, und die eine fröhliche und glückliche Welt suggeriert mit lauter glücklichen Menschen und und intakten Familien. Sie alle animieren zum Kaufen und zum Konsumieren, damit man weiterhin fröhlich und glücklich sein kann.

Unser neues provisorisches Domizil ist nicht weit vom Hauptbahnhof entfernt. Aus dem Fenster meines neuen, kleinen Zimmers, den ich jetzt für mich alleine habe, sehe ich täglich viele Züge vorbeifahren. Das erinnert mich immer wieder an unserem Abschied am Bukarester Bahnhof. Den vorbeifahrenden Zügen schaue ich gerne zu, betrachte die bunten Waggonen und die Menschen am Fenster. Manche von ihnen winken mir zu und ich winke freudig zurück. Es sind diese wenigen, kurzen Kontakte, die mich in den ersten Monaten in Deutschland meine Einsamkeit ein paar Minuten lang vergessen lassen. Es dauert allerdings noch etwas, bis ich einige dieser freundlichen westlichen Menschen in sauberen verwaschenen Bluejeans, die mir geistig und emotional höher entwickelt erscheinen, kennenlernen soll.

Manchmal nimmt mich mein Vater in die Bahnhofsgegend mit, um mir die Geschäfte hier zu zeigen. Mir steigen sofort viele fremde Gerüche gleichzeitig in die Nase, die ich langsam zu differenzieren beginne: Es riecht nach Sauerbraten aus den nahestehenden Wohnhäusern, nach frisch gebackenen Berlinern aus den Bäckereien, nach türkischem Fladenbrot, griechischem Gyros und italienischer Pizza aus den verschiedensten Läden der Umgebung. Die Fülle an Angeboten ist überwältigend, vor allem die beim alltäglichen Einkaufen in den Supermärkten. Hier stehen nicht die Menschen, sondern die vielen verschiedenen Nahrungsmittel Schlange, um mitgenommen zu werden, und ich muss mich andauernd zwischen den vielen verschiedenen Joghurts, Käsesorten oder Kaugummis entscheiden, was mir sehr schwerfällt. Letztendlich hilft mir mein minimalistisches Budget, das mein Vater mir ab und zu aushändigt, und ich nehme meist das Günstigste mit. So lerne ich langsam, mit einem für mich ungewöhnlichen Überfluss minimalistisch zu leben und damit umzugehen.

In der Schule, in der ich bald eingeschult werde, beobachte ich immer wieder, dass viele Kinder ihr Essen wegwerfen und fast jeden Tag andere oder sogar neue Klamotten anhaben. Und sie legen Wert auf Embleme, „Marken“ genannt, die an verschiedenen Stellen der Kleidungsstücke angebracht waren und wodurch die Kleidung viel teurer wurde. Im Westen gibt es also viele Menschen, die viel Geld verdienen und sich viel Nahrung und viele Kleidungsstücke kaufen, die sie eigentlich nicht brauchen. Aus Rumänien kannte ich diese Art von Konsum nicht. Klamotten oder Möbelstücke mussten dort ein Leben lang halten, manchmal sogar darüber hinaus. Man vererbte sie an die nächste Generation in der Familie oder im Freundeskreis, sodass man meist nichts Neues kaufen musste. Hier im Westen scheint alles neu zu sein und alles viel zu schnell alt zu werden.

Außer zu den fremden winkenden Menschen in den vorbeifließenden Zügen habe ich in den ersten Monaten kaum Kontakt zu jemandem. In Rumänien war ich nie allein, denn in unserem kleinen Haus war immer einer da, dem man nicht aus dem Weg gehen konnte. Nach meiner Abreise, schrieben meine Großeltern in den seltenen und zensierten Briefen, die ankamen, dass es dort auf den Straßen und auf den Höfen sehr ruhig und traurig geworden sei und man keine spielenden Kinder mehr sah und hörte. Ich schrieb zurück, dass es in Deutschland genauso sei, dass hier auch keine Kinder in den Hinterhöfen spielten. Alles war ruhig und still geworden.

Warum wir geflüchtet sind

Manche behaupten, Rumänien wäre nicht unter russischer Besatzung gefallen und keine kommunistische Diktatur geworden, wenn es den Nationalsozialismus in Deutschland nicht gegeben hätte. Zur Zeit des Nationalsozialismus kämpfte Rumänien nämlich eine kurze Zeit lang unter der Präsidentschaft von Antonescu an der Seite Deutschlands und sympathisierte mit Hitler. Auch wenn Antonescu nach kurzer Zeit wieder gestürzt wurde und Rumänien sich auf die Gegenseite positionierte, nahmen die russischen Machthaber nach dem Krieg diesen Fehltritt zum Anlass, Rumänien zu besetzen und zu kontrollieren. Die autoritäre Politik und der Hass blieben weiterhin bestehen, es kam nur aus anderer Richtung und man änderte auch die vermeintlichen Feinde. Nun waren nicht mehr die „Juden“ und Kommunisten die Feinde des Staates, sondern die Gegner des Kommunismus: die Westeuropäer, die Deutschen, die Amerikaner und die Sympathisanten des Westens. Mein Vater besaß fast alle feindlichen Attribute: Er war schon wegen seines „deutschstämmigen“, eigentlich österreichischen Großvaters von Grund auf verdächtig. Zum Staatsfeind wurde er aber erst, als er als achtzehnjähriger Jurastudent gegen die brutale Vorgehensweise der russischen Besatzer demonstriert hatte, die 1956 einen Volksaufstand in Ungarn niedermetzten. Er und weitere Studenten der Universität Bukarest hatten Flugblätter entworfen, verteilt und zum Protest aufgerufen. Sie wurden als Präzedenzfälle verhaftet, ihnen wurde der kurze Prozess gemacht und sie alle wurden zu harten Gefängnisstrafen verurteilt. Mein Vater wurde drei Jahre lang inhaftiert, worauf zwei Jahre Zwangsarbeit und später immer wieder Zwangsumsiedlungen folgten. In der Zeit der dreijährigen Inhaftierung wussten seine Eltern die ganze Zeit über nicht, wo ihr Sohn war und ob er überhaupt noch lebte. Die politischen Gefangenen kamen zusammen mit Dieben, Mördern und anderen Verbrechern in verschiedene Gefangenenlager, „Gulags“ genannt, in denen sie gefoltert wurden und später noch Jahre als Bauarbeiter an Straßen, Kanälen und Flüssen zwangsarbeiten mussten. In solchen Gefängnissen hatte man es als politischer Gefangener sehr schwer. Man galt als Staatsverbrecher, der gegen die staatliche Ordnung war und man brauchte deshalb eine Menge Kraft und Hoffnung sowie einen guten Verdrängungsmechanismus, um all die Lügen, Misshandlungen und Demütigungen, denen man täglich ausgesetzt war, zu überleben. Als mein Vater mit 21 Jahren entlassen wurde, hatte er schon weiße Haare und kahle Stellen auf dem Kopf sowie nur noch wenige Zähne im Mund, dass er seitdem ein Gebiss tragen musste. Spätestens seit seiner Verhaftung und

diesem unverhältnismäßigen und unmenschlichen Gefängnisaufenthalt gehörte er offiziell u zu den politischen Gegnern des Staates. Also wurde eine Akte über ihn angelegt, in der aufgezeichnet wurde, was er und seine Familienmitglieder taten, laut dachten, miteinander sprachen. Er durfte sein Jurastudium nicht weiterführen, keine Doktorarbeit schreiben – was er trotzdem und mehrfach für andere Studenten gegen Lohn tat –, und sollte im kommunistischen Staat „resozialisiert“ werden, indem er nur noch Russisch und Rumänisch studieren durfte. Er studierte beide Sprachen auf Lehramt und wurde zunächst wissenschaftlicher Mitarbeiter am Pädagogischen Institut in Bukarest, später zwangsumsiedelt als Lehrer an weiterführenden Schulen. Irgendwann landeten er und meine Mutter, die er im Lehramtsstudium kennengelernt und wenig später geheiratet hatte, durch eine Zwangsumsiedlung in einer kleinen Schule in einem kleinen Dorf mit ein paar hundert Seelen, weit von Bukarest entfernt, wo es keine asphaltierten Straßen gab. Hier arbeiteten beide als Lehrer und wohnten in einem heruntergekommenen Haus. Hier wurde ich auch gezeugt, aber auf Wunsch meiner Mutter in Bukarest geboren. Meine Mutter war der Meinung, dass sich der Name einer Hauptstadt, und sei es auch nur die Hauptstadt vom kommunistischen Rumänien, unter dem beide so litten, im Pass besser macht als der Name eines Dorfes, wo beide zwangsumgesiedelt wurden und das nicht einmal auf der Landkarte verzeichnet war.

Nach mehreren misslungenen Versuchen, mich tagsüber bei verschiedenen Kinderfrauen des Dorfes abzugeben, wo ich vor lauter Schreien eine Lungenentzündung bekam, mehrere Wochen lang im Krankenhaus lag und vermutlich nur überlebt habe, weil meine Mutter die ganze Zeit an meinem Krankenbett übernachtet und mich gepflegt hatte, gaben mich meine Eltern zu meinen Großeltern, den Eltern meines Vaters ab, die ebenfalls in einem kleinen Dorf im westlichen Rumänien lebten.

Ein Dorf in Transsylvanien

Das kleine Dorf, in dem ich von nun an mit meinen Großeltern lebte, lag zwischen den westlichen Karpaten, mitten in Transsylvanien und der Legende nach im Land der Vampire und der „Draculas“. Tatsächlich sah es hier sehr urtümlich und fast mittelalterlich aus. Es gab auch hier keine asphaltierten Straßen und kein fließendes oder gar warmes Wasser, aber viel wilde Natur und frische Luft. Das Dorf war umgeben von grünen Hügeln voller Wälder und wir lebten mit selbst angebauten Lebensmitteln aus den Gärten der Bauern, mit alten Bräuchen wie dem Knoblauch vor den Türen, der die bösen Geister vertreiben soll, mit traditionellen Tanzaufführungen an Feiertagen und mit alten Liedern, die von Liebe, guter Nachbarschaft oder einfach nur vom Trinken handelten.

Durch das Dorf floss ein kleiner Fluss, von ungefähr sechs Meter Breite und bis zu einem Meter tief, der so glasklar war, dass man die Steine auf seinem Grund erkennen konnte. Im Sommer badeten wir hier, aber auch Gänse und Enten. Hier kannte jeder jeden und wir spielten bis spät in die Nacht frei herum, versteckten uns in Maisfeldern oder erschreckten die Hühner, was ich sehr gerne tat. Ich fühlte mich verbunden mit der Natur, den Tieren und den Menschen dieses Landes und lernte, mit ihnen zu kommunizieren und die Stimmen bestimmter Tiere nachzuahmen, was mein Großvater mit mir regelmäßig übte. Vor allem Fröschen konnte er perfekt nachahmen und brachte es mir auch bei. Im Dorf gab es nur ein einziges Geschäft, das auch Alkohol und Hygienemitteln verkaufte und abends zur Kneipe umfunktioniert wurde. Viele Menschen aus dem Dorf waren skeptisch gegenüber industriell hergestellter Ware und brannten sogar ihre Schnäpse selber, bis heute. Als Hygienemitteln verwendeten sie altbewährte Mittel wie selbst gemachte Seife aus Pflanzen und Ölen für den Körper und die Haare, reines Petroleum gegen die Läuse und Milch, Butter und Öle für die Gesichtspflege. All das schien sehr gut zu funktionieren, denn viele Frauen und Männer hatten auch im Alter trotz der vielen Feld- und Hausarbeit kaum Gesichtsfalten, eine volle Haarpracht und kaum graue Haare. Einmal hörte ich eine Frau aus dem Dorf zu meiner Großmutter sagen: „Wenn du einmal damit anfängst, von diesen neuen Hygieneartikeln zu kaufen, dann hängst du fest. Wenn du ein Haarshampoo zu oft benutzt, werden deine Haare trocken und brechen ab, dann brauchst du wieder was anderes, um deine Haare gesund zu machen. Das Shampoo zieht dir auch die natürliche Haarfarbe raus, dass man früher grau wird, und dann muss man wieder Haarfarbe kaufen, und so weiter. Sie machen dich zuerst

krank oder alt und erfinden dann was Neues, um dich angeblich wieder gesund und jung zu machen. Pfui Teufel!“

Medizin wurde auch selbst gemacht und als Antibiotikum dienten der Knoblauch und die Zwiebeln. Es fehlte an nichts und trotz der vielen Arbeiten blieb genug Zeit übrig für andere Tätigkeiten.

„Auf dem Dorf ist die Ewigkeit geboren“, sagten die Bauern, und sie hatten recht damit. Es gab genug Zeit für die Arbeit, für das Leben, für die Muße und die Kunst. Man hatte auch Zeit, sich mehrere Tage lang respektvoll von den Toten zu verabschieden. Die Toten wurden, nachdem ihr Tod vom Dorfarzt festgestellt wurde, drei Tage lang im wichtigsten Trakt des Hauses aufbewahrt. Man hatte sie vorher gewaschen, geschmückt und geschminkt und verabschiedete sich von ihnen, indem man stundenlang bei ihnen verweilte, mit ihnen redete, sie auf die Wangen küsste und ihre Hände streichelte. Später besuchte man die Gräber und picknickte stundenlang davor. Die Dorfbewohner hatten nicht viel Angst vor dem Tod, aber von den „Untoten“, den sogenannten „Strigoi“, die nach mehreren Tagen aus ihren Gräbern krochen und nach Hause zurückkehrten, was in der Vergangenheit öfters passieren konnte, weil die Feststellung des Todes früher nicht so genau war. Tatsächlich sind manche Geschichten von den auferstandenen „Toten“ wahr, weil man Menschen begrub, die gar nicht tot waren. Sie befanden sich stunden- oder tagelang in einer Art Koma, und als manche wieder zu sich kamen, waren sie schon begraben. Aber sie konnten leicht aus ihren Gräbern herauskommen, weil sie meist nur in einer Decke gewickelt und nicht sehr tief in der Erde begraben wurden. Später konnte man den Tod besser feststellen und es kam immer seltener vor, dass die „Untoten“ verwirrt nach Hause zurückkehrten. Aber der Schreck vor den nach Hause zurückkehrenden Toten, den „bösen Geistern“, saß tief und verbreitete sich schnell, und so entstanden die ersten Legenden von den „Untoten“, den späteren „Vampiren“. Es gab auch tatsächlich Menschen, die Tote wieder ausgruben, um den Tod nochmals festzustellen, und manchmal nahmen sie erstaunt zur Kenntnis, dass der Körper des einen oder anderen Toten nach Wochen oder Monaten kurzfristig wieder „aufgeblüht“ war und rosa erschien, ein paar Blutstropfen an deren Mündern herunterflossen und dass manche Tote „Geräusche“ von sich gaben, was durch den Verwesungsprozess und die verschiedenen „Verwertungs-gase“ durchaus vorkommen kann. Daraus schloss man, dass diese Toten aus den Gräbern gestiegen waren, um warmes Blut der Lebendigen zu trinken. Dazu kam noch die Geschichte von „Dracula“, die auf die Person des Fürsten „Vlad Țepeș“ aus dem 15. Jahrhundert zurückgeht. Dieser galt als einer der grausamsten Fürsten überhaupt, denn er hatte seine Feinde, allen voran die osmanischen Eindringlinge, bei lebendigem Leibe auf

Pfählen aufgespießt. Seine Grausamkeit wird unter anderem damit begründet, dass er als Kind vom Sohn des Sultans, an dessen Hofe er und sein Bruder aufgewachsen waren, sexuell missbraucht wurde, und er sich später an den osmanischen Besatzern rächte, indem er die erlebten Vergewaltigungen an seinen Feinden auf tödliche Art nachahmte. Damit verjagte er aber nicht nur seine Feinde, sondern auch seine Landsleute, und zu seiner Herrscherzeit sollten sich die Menschen in seinem Land nicht einmal getraut haben, irgendetwas zu klauen, denn auch sie wurden dann auf diese grausame Art getötet. Vlad selbst war nicht totzukriegen. Tatsächlich wurde er in Kriegen scheinbar mehrmals „tödlich“ verwundet, starb aber nicht und kam wieder zu sich, was ebenfalls zur Legende beitrug.

Es gab in Rumänien aber noch mehr Herrscher, die sich wie „Untote“ und „Vampire“ benahmen, diese waren aber gegenwärtig und quicklebendig, so wie unser Diktator Nicolae Ceaușescu, denn er saugte sein Volk ebenfalls bis auf die Knochen aus. Auch andere Menschen, die einem die Energien raubten, einen materiell ausraubten oder ausnahmen, wurden „Vampire“ genannt, und man konnte sie überall auf der Welt treffen. Diese „Vampire“, die heute „Menschen mit starken narzisstischen Störungen“, „Narzissten“, „Psychopathen“ oder einfach nur „Diebe“ genannt werden, waren jedoch zu real, die Begegnungen mit ihnen zu traurig und zu schmerzvoll, sodass man keine mysteriösen Geschichten über sie erzählen konnte. Die Geschichten von vergangenen und fantasierten Vampiren waren spannender und man erzählt sie bis heute überall in Rumänien und auf der Welt.

Kunst war ebenfalls ein fester Bestandteil des Dorflebens und die Menschen hier waren im Sommer Bauern und im Winter Künstler. Die Frauen spannen, vor allem im Winter, wenn das Feld nicht bestellt werden konnte, am Spinnrad aus der selbst geschorenen Hanf- oder Schafwolle kilometerweise Fäden, aus denen sie dann an einem meist großen Webrahmen, der im Zentrum des Hauses aufgestellt war, Decken, Teppiche und Kleidungsstücke mit Ornamenten, Menschen- und Tiermotiven webten. Es wurden auch Bilder gestickt, genäht oder gemalt sowie Holzskulpturen geschnitzt. Der beste Freund meines Großvaters nahm Auftragsarbeiten entgegen, mit geschnitzten Motiven verzierte Möbelstücke wie Schränke, Betten und Haustüren und er schnitzte kleine Holzfiguren für die Kinder. Er hatte sich dafür auf dem Hof ein eigenes Atelier gebaut.

Die Menschen im Dorf hatten einen geordneten Tagesrhythmus, der mit dem Krähen der Hähne, die nie kaputtgehenden Wecker, anfang. Morgens wurden zuerst die Tiere versorgt, dann die Kinder, für die es gab frische Milch und frisch gelegte Eier gab. Das Brot wurde im hauseigenen Ofen gebacken und der Weizen Tage oder Wochen vorher selber auf den Feldern geerntet, in der Mühle gemahlen und zu Teig geknetet. Meistens aß man aber

„Mămăligă“, das berühmte rumänische Nationalgericht, eine Art „Polenta“, die aus Maismehl hergestellt wurde und die man in unendlichen Variationen vorbereitete. Alle Arbeitsschritte konnte man vor Ort beobachten und wir Kinder wussten meist, wo was herkam, welche Zeit es in Anspruch nahm und welche Arbeitsschritte nötig waren, um daraus etwas Ess- oder

LESEPROBE zu Ende